

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 34 (1982)
Heft: 2

Artikel: Reden und Hören : was geschieht über das Medium Radio
Autor: Streiff, Andres
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-932939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

folg einiger Schweizer Filme sollte dazu eigentlich dazu anspornen.

Unter Umständen liessen sich dann auch andere Probleme an denen die Filmszene Schweiz krankt, vermindern: Von Konkurrenzdenken, Eifersüchteleien, Gerangel um Förderung, Namen und Anerkennung, vom «Ich helfe Dir, so hilfst Du mir»-Spielchen war bei meiner Recherche immer wieder die Rede.

«Schreib' lieber nichts, als etwas Schlechtes über mich, das wird bei der Filmförderung sonst gleich registriert», meinte ein Autor zu mir. In diesem Kontext sind die extrem unterschiedlichen Auffassungen von Filmarbeit in der Schweiz auch zu verstehen. Und das ist, meine ich, mehr als bedenkenswert.

Christof Schertenleib

Reden und Hören – was geschieht über das Medium Radio?

Für viele Leute bedeutet Radiohören heute einfach, sich mit stimulierender Unterhaltungsmusik berieseln zu lassen: Musik zum Kochen, Musik zur Arbeit am Fließband, Musik zum Aufgabenmachen usw. Musik hat dabei etwa den Stellenwert des aufputschenden Kaffees, der in vielen Büros als Arbeitserleichterung geschlürft wird. Ob der Musik-Kaffee gesünder ist als der coffeinhaltige, wäre noch zu überprüfen. Das Radio ist aber auch das Medium, das über das *Wort* am Mikrophon Beziehung schafft zwischen einem, der spricht, und einem andern, der zuhört.

Die Stimme transportiert mehr als nur den verbalen Inhalt

Am 7. August 1981, um 10 Uhr, ging eine Sendung von Georges Wettstein über Radio DRS II mit dem Titel «*Hütet Eure Ohren oder Ihr seid Toren!*» Der Programmschaffende Wettstein hat in diese Sendung eine Fülle von Material zum Thema Reden und Hören eingebracht, das sich einem erst nach mehrfachem Aufnehmen ab Kassette erschliesst. Diese Zeilen verarbeiten Kernsätze aus dieser Sendung weiter und münden in ein paar Schlussfolgerungen für die Verkündigung.

Wer am Radio spricht, hat hoffentlich etwas zu sagen. Was er inhaltlich sagt, ist indessen nur ein Teil dessen, was seine Stimme transportiert. Wettstein zitiert in seiner Sendung die erstaunli-

che Kurzerzählung Dostojewskis über seine Begegnung mit einer Gruppe von sechs jugendlichen Betrunknen: "An einem Sonntag – es dunkelte bereits – ging ich zufällig etwa 15 Schritte neben einer Gruppe von sechs betrunkenen Burschen her. Plötzlich kam ich zu der Überzeugung, dass sich alle Gedanken, Empfindungen und sogar ganze Überlegungen lediglich durch die Nennung dieses zudem noch sehr armen Substantivs ausdrücken lassen. Da spricht ein Bursche dieses Substantiv heftig und energisch aus, um über etwas, worüber sie zusammen geredet hatten, seine verächtlichste Ablehnung zum Ausdruck zu bringen. Ein anderer wiederholt das gleiche Substantiv, um ihm zu antworten, aber schon in einem ganz anderen Ton und Sinn, nämlich im Sinne des völligen Zweifels an der Richtigkeit der Ablehnung des ersten Burschen. Der dritte entrüstet sich plötzlich über den ersten Burschen, mischt sich heftig und leidenschaftlich in das Gespräch ein und ruft ihm das gleiche Substantiv, aber nun bereits als Schmähung und Schimpfwort zu. Hier mischt sich wieder der zweite Bursche ein, der über den dritten, den Beleidiger, empört ist, und unterbricht ihn in diesem Sinne: «Was fällt Dir ein, über den Jungen herzufallen, wir haben uns ruhig unterhalten und *Du* fängst mir nichts dir nichts an, mit Felka zu stänkern!» Und diesen ganzen Gedanken sprach er mit demselben Wort aus, dem *einen*, ominösen Wort; dieser äusserst wilden armen Be-

zeichnung eines Gegenstandes und wollte gerade die Hand heben und den dritten Burschen bei der Schulter packen, aber da schreit plötzlich der vierte Bursche, der jüngste der ganzen Gesellschaft, der bisher geschwiegen hatte, weil er wohl nach einer Lösung der Schwierigkeit suchte, um derentwillen der Streit entstanden war, ganz begeistert den Arm hochwerfend: «Heureka», glauben Sie, ich hab's gefunden, ich hab's gefunden! Ganz und gar nicht «Heureka» und ich hab's gefunden, er wiederholt lediglich das gleiche, nicht im Wörterbuch stehende Substantiv, nur ein einziges Wort und nichts weiter. Aber in einem begeisterten und entzückten Schrei, der wohl schon zu stark war, weil es dem sechsten, mürrischen und ältesten Burschen nicht gefiel und er augenblicklich die kindische Begeisterung des Bürschleins lenkte, indem er sich zu ihm wendet und in mürrischen und schulmeisternden Bass eben dasselbe in Damen-Gesellschaft verbotene Substantiv wiederholt, was übrigens klar und deutlich bedeutet: «Brüll hier nicht herum, dazu besteht gar kein Grund!» Sie hatten also nacheinander, ohne ein einziges anderes Wort zu sprechen nur dieses, ihr Lieblingswörtchen sechsmal gesagt und sich richtig verstanden. Das ist eine Tatsache, deren Zeuge ich war."

Wenn wir auch aus der Erzählung Dostojewskis nun nicht wissen, was die sechs Betrunkenen über das eine verwendete Wort miteinander gesprochen haben, ist doch einleuchtend, dass nicht der Gehalt dieses einen Wortes Inhalt der Mitteilungen gewesen ist, die sich die sechs über die Vokabel in variierendem Tonfall gemacht haben.

Noch näher als diese Dostojewski-Geschichte liegt uns die tägliche Erfahrung mit dem Grüßen am Morgen. Ich bin in Eile und treffe an der Strassenkreuzung einen Bekannten. Im Vorübergehen fragt er frohgemut: «Wie gehts?» Ich antworte ebenso fröhlich: «Gut, danke!» Der Frohmut in der Stimme des Fragers und meine gespielte Fröhlichkeit in der Antwort befassen sich beide nicht mit unserm Wohlergehen. Über den so ausgetauschten Gruss geben wir vielmehr

einem ganz andern Inhalt Ausdruck: «Es wäre schön, jetzt etwas miteinander zu plaudern, aber es ist gleich acht Uhr, und ich bin zeitlich knapp dran.»

Ein drittes Beispiel mag noch deutlicher zeigen, wie der Tonfall einer verbalen Botschaft bedeutsamer sein kann als ihr Wortlaut. Die Mutter, die ihren Säugling mit den in sanftem Tonfall gesprochenen Worten «Ruhig, Du weckst ja die Nachbarn auf, du Strolch» beruhigt, wird «verstanden», indem das Kleinkind Zuwendung und Geborgenheit spürt.

Das Ohr ist das «ältere» Sinnesorgan als das Auge

Aus diesem Beispiel wird klar, dass der Mensch, lange bevor er wirklich sehen und denken kann, über das Ohr Eindrücke empfängt und «verstehen» kann. Die transportierte Stimmung ist dann wichtig, nicht der Inhalt des Gesagten. Eine nervöse, gereizte Stimme macht Angst, eine ruhige Stimme tröstet, beruhigt. Mit sechs Jahren lernt das Kind über das Auge lesen und schreiben, das damit zum Hilfsmittel des Denkens, des Verstandes wird, während das Ohr dem Gemüt zugeordnet bleibt. Gemütsbildung hätte also etwas damit zu tun, dass wir neu hören lernen. Das Radio, soweit es Gesprochenes transportiert, spricht unser Gemüt mehr an als der farbigste Film. Diese Erfahrung kann man machen, wenn man ein Hörspiel und einen Fernsehfilm über dieselbe Geschichte miteinander vergleicht.

Dass man die Grafologie in Dienst nimmt, wenn eine leitende Stellung in der Wirtschaft zu vergeben ist, ist ziemlich weitverbreitet. Aus dem Schriftbild lassen sich Charaktereigenschaften mit wissenschaftlichen Methoden herauslesen. Ähnliches kann die Phonologie leisten: Wie – nicht was – einer spricht, gibt Aufschluss über seine Wesensart. Wettstein führt in seiner Sendung das Beispiel aus dem 1000-jährigen Reich auf, wo Offiziere u. a. aufgrund stimmlicher Qualitäten promovierten! Mit feiner Ironie schliesst Wettstein ein Nietzsche-Zitat an: «Laute Stimmen können feine Sachen nicht denken!»



Mit der Stimme wird nicht nur eine Botschaft, sondern auch das Bild eines Charakters vermittelt. Dr. Roberto Binswanger am Radio-Mikrofon.

Wir alle betätigen uns, ohne dazu ausgebildet zu sein, als Phonologen. Wie einer spricht, wirkt unmittelbar auf uns. Eine stockende monotone Stimme lässt uns auf eine depressive Stimmung schließen, ein lautes Gebrüll auf einen aufbrausenden Charakter, ein überstürztes Sprechtempo weist auf einen gehetzten, unsicheren Träger der Stimme, eine getragene volle Stimme auf eine selbstbewusste Person hin. Wir verwenden bei unserer privaten phonologischen Auswertung aber auch sehr subjektive, unwissenschaftliche Kriterien. Erinnerung an eine Stimme an einen ehemaligen, überstrengen, pedantischen Lehrer, hat der Träger dieser Stimme bei uns verspielt. Projektionen verbauen uns den Weg zu einer sachlichen Beurteilung. Wohl dem, der über solche Zusammenhänge Bescheid weiss.

Was sprachlich verwandt ist, erweist sich auch an der Sache als richtig: Eine Stimme kann Gehorsam verlangen, zur Hörigkeit führen. Alte Bänder von Hitler-Reden illustrieren das ausgezeichnet. Das will also heissen, dass eine Stimme nicht nur einen Inhalt, sondern über ihren «Charakter» eine beinahe unkontrollierbare Fülle von emotionalen Mitteilungen transportiert. Sie erzielt eine Wirkung. Das heisst soviel wie: Eine Stimme übt Macht aus. Wir kommen hier in den unheimlichen Bereich der Magie. Das alles überlegen wir uns kaum, wenn wir einem Sprecher am Radio zuhören.

Folgerungen für die Verkündigung

Die homiletische Sicht von Karl Barth, die in der Gegenwart von Rudolf Bohren wieder vertreten wird, verlangt vom Pfarrer, dass seine Person in der Predigt ganz zurückzutreten habe. Der Pfarrer hat den Auftrag, das Evangelium weiterzusagen; er ist gewissermassen nur

Lautsprecher der Sache Christi. Von den ausgeführten Überlegungen her zum Vorgang von Reden und Hören, wie er sich über das Medium Radio abspielt, wird die Kontroverse gegenstandslos, ob der Prediger in der Verkündigung sich selber einbringen darf oder ob er sich ganz zurücknehmen soll. Wer spricht, bringt sich selber ein, auch wenn er nicht «ich» sagt, wenn er scheinbar nur eine objektive Meldung sachlich weitergibt. Eine «Stimme» transportiert mehr als den Inhalt des Gesagten. Kann ein Prediger überhaupt etwas anderes tun, als die Christus-Botschaft so zu verstehen und weiterzugeben, wie er sie von seiner eigenen Biografie her aufnehmen kann? Liegt nicht gerade in der Tatsache, dass ein Paulus im Neuen Testament anders zu Wort kommt als ein Petrus, ein Matthäus anders als ein Lukas, ein Reichtum, ja geradezu ein Aufruf, Christus von den eigenen Prämissen her zu sehen? Sicher kann das faule Ausrede sein und besteht die Gefahr, dass ich mir meinen Christus selber bastle. Aber der Glaube ist ja immer Betroffenheit, führt einen Weg, den ich nicht unbedingt will. Auf Christus hören bedeutet immer Gehorsam und damit Beschränkung meines Ichs und meiner eigenen Wünsche. Wenn der Prediger auch in der Verkündigung «ich» zu sagen wagt, steht er dazu, dass er nicht das ganze Evangelium verstanden hat und nicht die volle Frohbotschaft an alle weiterzugeben hat. Er nimmt den Hörer mit auf seinen Weg bis der Hörer durch Zustimmung oder Ablehnung seinen eigenen Weg mit Christus gehen lernt.

Die Predigt in der Dorfkirche am Sonntagmorgen in den spärlichen, aber doch gewohnten Formen mag dem Verständnis nahekommen, hier werde nichts anderes als das reine Evangelium verkündigt. In der im nüchternen Radiostudio im voraus aufgenommenen Radiopredigt, die im Wohn- oder Badezimmer gehört wird, aber exponiert sich der Prediger in persönlicher Weise dem einzelnen Hörer gegenüber in seiner denkerischen, stimmlichen, menschlichen Eigenart. Oft werden von einer Radiopredigt nachher schriftlich viele Manu-

skripte bestellt. Ich bin sicher, dass der Hörer, der im Nachhinein die Predigt liest, vom Text enttäuscht ist, selbst wenn das Manuskript theologisch einwandfrei ist und wörtlich mit dem Gesagten übereinstimmt. Der Hörer hat in der Radiopredigt doch «mehr» gehört, eben den Menschen, der beim Lesen zurücktritt. Die Predigt hat immer Zeugnischarakter. Wenn der Prediger in richtiger Weise «ich» sagt, dann ist dieses ich kein Zeichen von Unbescheidenheit, sondern von ehrlicher Anerkennung der eigenen Beschränktheit der Grösse des Evangeliums gegenüber.

Reden und Hören ist nicht einfach ein mechanischer Übertragungsvorgang; auf beiden Seiten sind Menschen; nicht nur der übermittelte Inhalt ist wichtig, sondern der Mensch, der redet, und der Mensch, der hört. Andres Streiff

GLOSSE

Kopflös

«Sprechen wir über Erfreulicheres, das heisst von den verschiedenen Mord-Hilfsmitteln der Killer. Da sind zu nennen: sich angenehm kühlend um den Hals schmiegender Stacheldraht, ein Schädel zertrümmernder, Gehirn zerspritzender Hammer und ein so vollendeter Speer, dass er gleich (zwei Fliegen auf einen Streich) durchbohrt. Vor allem aber ist es die Machete, deren vielseitige Verwendungsmöglichkeit als Köpf-, Schlitz- und Spaltgerät echte Bewunderung erweckt.»

Nachzulesen sind diese Zeilen nicht etwa in einem primitiven Schundroman, sondern in «Film demnächst», einer Zeitschrift, die sich «Das schweizerische Film-Magazin» nennt und in verschiedenen Kinos gratis aufliegt. Beschrieben wird damit der Film «Friday the 13th, Part 2». Natürlich meint Dr. Hans P. Häberli das, was er da zur